✻ Monatsschau. ✻

Innere Mission.

(Ein zweiter Artikel.)

Motto: „Sieh, wie schlecht geschützt ist Israel! Falsche Freunde hüten seine Thore von außen, und drinnen sind seine Hüter Narrheit und Furcht!"
Heine „Der Rabbi von Bacharach".

Die antisemitischen Wahlsiege in Wien werfen ihre düstern Schatten weit hinein in die Lande. Die Funken dieses Riesenbrandes fallen in die entlegensten Ecken, überall vernimmt man ein Knistern und Prasseln, die alten Fugen seufzen und ächzen; sie riechen den Brand und ahnen Verderben. Der Wahlaufruf der Deutschnationalen, aus dem verseuchten Reichenberg gekommen, eröffnet die Schlacht Deutscher wider Deutsche, und die vereinigte Linke wird einen harten Kampf zu bestehen haben, um nicht bei den Reichsrathswahlen zersplittert zu werden. Deutsch-Böhmen, das Stammnest der deutsch-liberalen Partei, ist in Gefahr, und von Wien aus werden die Waffen in jene Städte gesandt, die auf den Frieden in der Bevölkerung bis heute noch stolz waren. Es ist gar geringer Trost, daß junge Burschen, verbummelte Studenten, zu Grunde gegangene Kleingewerbetreibende, charakterlose Individuen das Heft in die Hand nehmen, daß die bessern christlichen Elemente dem Treiben fernbleiben. Ja, wenn diese dagegen energisch auftreten, arbeiten wollten, dann wäre es gut, dann hätten wir kein Bedenken, die ganze Bewegung von vorneherein als eine erfolglose zu betrachten. Das geschieht jedoch nicht. Die christliche Intelligenz, die Anhänger der vereinigten Linken, lassen dem Bestreben der Dunkelmänner freien Lauf, lächeln gemüthlich über den Zank und Streit, der entstanden, der eine und andere fördert ihn noch im

Stillen, von Ehrgeiz, Neid und anerzogenem Haß getrieben. Unter solchen Umständen wächst die Zahl der Anhänger; die immer national chauvinistisch fühlende Jugend, die man in der Großstadt zu werben verstanden hat, trägt den Gedanken ins elterliche Haus, wo er besonders bei Mutter und Schwestern, die stolz auf den Bruder Studenten sind, auf fruchtbaren Boden fällt, und ist einmal die Frau im Hause dieser Richtung ergeben, dann giebt ihr der Mann, schon dem Hausfrieden zu Liebe, rasch nach, und der Sieg ist errungen. Den Weg sehen wir auch jetzt in Deutsch-Böhmen die „Nationalen" gehen, und wenn nicht mit starker Hand eingegriffen wird, so ist es bald mit der herrlichen Eintracht in den Städten Deutsch-Böhmens vorbei.

Auch wir Juden müssen bei der Gegenwehr das unsrige leisten. Wir dürfen uns nicht auf unsere christlichen Mitbürger verlassen, wir müssen „wachen und wirken." Nicht ängstlich meiden, nicht furchtsam zurücktreten, sondern mit aller uns verfügbaren Macht den Kampf aufnehmen, das ist die Pflicht. Nicht lechzend warten, was der neue Ministerpräsident sagt — gute Worte haben wir schon genug gehört — es blicke jeder auf den allernächsten Kreis, in dem er Einfluß besitzt, der ihm verpflichtet ist, und da dränge er auf unerbittliche Bekämpfung des Feindes.

Doch ach, wir sind Rufer in der Wüste! Wenn auch Einzelne mit uns übereinstimmen, wenn auch ein Theil der Intelligenz willens ist, so für das Judenthum, für die Judenheit einzutreten, der weitaus überwiegende Theil der jüdischen Intelligenz in der Großstadt wie in der Kleinstadt geht ruhig seinem Erwerbe nach, und wenn das ihn befriedigt, dann fragt er wenig nach Judenhaß und Feindschaft. Denn wo der Sinn für das religiöse und geistige Judenthum geschwunden ist, kann auch der für das politische Judenthum nicht recht gedeihen. Es mag wohl hie und da auserlesene Geister geben, die abseits von unserer Religion und Wissenschaft stehend, dennoch als durchglühte Liberale und ritterlichen Gemüthes das gefährdete Schiff mit seinen jammernden Insassen nicht verlassen wollen, was nützen aber solche Männer? Hier heißt es: Alle Mann an Bord! Hier darf keiner fehlen, der Jude heißt, alle müssen gemeinsam Hand anlegen, um den schützenden Damm zu errichten, denn die stürmenden Fluthen fragen nicht, ob du ein lauer oder eifriger Jude bist, du bist es, das genügt. — Darin besteht nun die zweite große Aufgabe der innern Mission in der Judenheit, daß alle Kreise, besonders aber die abgefallene Intelligenz, wieder in den Bannkreis des religiösen Judenthums gezogen werde. Ja, wir gehen noch weiter und behaupten, daß, ehe

diese zweite Aufgabe nicht glücklich gelöst ist, an die erste, die einheitliche Neubelebung unserer religiösen Zustände, kaum gedacht werden kann.

Der schwerste Vorwurf, den die jüdische Orthodoxie gegen die Reformen erhebt, geht dahin, daß es ihnen mit allem ihrem Modernisieren doch nicht gelungen ist, die Gotteshäuser zu füllen. In den Tempel geht schließlich doch nur der mehr oder minder orthodox angehauchte Jude. Wozu also die Neuerung, und wem diene sie? Den alten Juden stoßen sie ab, den jungen bringen sie nicht hinein, haltet darum fest an der geheiligten Tradition zum Seelenheile derer, die es noch begehren. — Nun hat ja diese Argumentation ein großes Loch. Es darf nie vergessen werden, daß nicht die religiöse Reform die Indifferenz, sondern im Gegentheil, die um sich greifende Indifferenz die Reform hervorgerufen hat. Was geworden wäre, wenn die Reform nicht eingetreten wäre, wenn in starrem Beharren Kultus und Gottesdienst ihre alten Unformen behalten hätten bei gleichzeitiger eigener Reform der Juden in Haus und Weltverkehr, läßt sich gar nicht ermessen; ob wir noch an den hohen Feiertagen die Gesammtheit in den Tempeln sähen, wage ich stark zu bezweifeln. Wenn es uns nicht gelungen ist, den Sabbat zur Geltung wieder zu bringen, so trägt daran die Reform nicht die mindeste Schuld, das vermag auch die Orthodoxie nicht. Der Vorwurf also, daß die Reform zwecklos war, ist unbegründet. Trotz alledem bleibt der Umstand, daß um den Tempel, um die Gemeinde nur die am Alten hängenden Mitglieder sich lebhafter bekümmern, von nicht geringer Wichtigkeit, indem dadurch diese Wenigen zu einem Factor in der Gemeinde werden, mit dem Vorstand und Rabbiner rechnen müssen. Vor allem haben diese Männer nicht Unrecht, wenn sie sagen: Wir gehen ins Gotteshaus, wir nehmen Antheil an seinen Einrichtungen, uns liegt auch das Gemeindewohl am Herzen, die anderen gehen sehr selten beten, die Gemeinde geht sie nur so weit an, als sie brummend ihre Steuer entrichten, und diesen Leuten zu Liebe soll geändert werden? — Stünde aber die Intelligenz mit Wärme und Liebe bei der Sache, würden alle um Gotteshaus, um Gemeinde sich scharen, würden sie mit Eifer auch ihrem Emporblühen sich widmen, gerne in ihren Diensten arbeiten und thätig sein, Sabbat und Feiertage alle erscheinen, ihre Frauen und Kinder mitnehmen, kurz, wenn die Intelligenz der Juden den Indifferentismus aufgäbe, dann würde jener negative Machtfaktor mit einemmale sich mindern, er verdiente nur entsprechende Rücksicht, und Vorstand und Rabbiner könnten freudig den Wünschen aller Richtungen in der Gemeinde entgegenkommen. — Und noch

eins kommt dazu, wovon wir, denen es ja gar nicht pro domo gilt, rückhaltlos sprechen dürfen.

Als gegen Ende des 16. Jahrhunderts der Kurfürst August von Sachsen mit der Concordienformel das starre orthodoxe Luthertum in seinem Lande zum allgemeinen Bekenntnis erheben und die liberale Richtung erdrücken wollte, sandte er in jede Pfarre seine Schergen mit der Drohung, entweder unterschreibt der Herr Pfarrer das vorgelegte Bekenntnis, oder er verläßt sofort seine Stelle. Was blieb den Armen noch übrig? Sie unterschrieben, denn „wir haben Weib und Kind, und müssen wohl etwas thun, um nicht von Haus und Hof gejagt zu werden." Das Volk legte diese Begründung spottend den Predigersfrauen in den Mund mit dem Verse:

Schreibt, liebe Herren, schreibt,
Daß ihr bei der Pfarre bleibt.

Unter den Rabbinern ist auch nicht die Mehrzahl vermögend, dagegen die Familie zumeist zahlreich. Als stünde ich dabei und hörte es mit an, wie vielleicht mancher Gatte in seinem Arbeitsdrange von der Frau zurückgehalten wird: Das könnte dir Feinde schaffen, dir Schaden verursachen, Kummer und Sorge bereiten, die Schreier werden wider dich aufstehen und dich plagen:

Ruht, lieber Herr, ruht.
Bleibt eu're Pfarre gut.

Denn, um es ja einmal ganz offen auszusprechen, nicht nur der geistige, auch der materielle Rückhalt fehlt dem Rabbiner in Folge der Lauheit der Intelligenz. Und nun erst die gesellschaftliche Position! Der orthodoxe Rabbiner wird vielleicht von dem Reformjuden nicht so hoch gehalten, von seinen Anhängern jedoch buchstäblich vergöttert: er ist ihr Orakel, ihre Allmacht. Beglückt fühlt sich das Haus, in das er eintritt. Wie ergeht es dem freisinnigen Rabbiner? Die Orthodoxen hassen ihn, die Neuern, die fortgeschrittene Intelligenz aber, die meidet ihn, denn er paßt ihnen nicht. Das ist die Regel. Hie und da finden wir eine Ausnahme, von der die Regel erst recht grell beleuchtet wird. So fehlt dem Rabbiner der geistige, der materielle und der gesellschaftliche Rückhalt, wie soll er da den Idealen seiner Seele folgen, wenn er dort, wo es sein sollte, in keiner Weise eine Stütze findet? Er verflacht also, läßt alles seine Wege gehen und wird selber indifferent, wenn er nicht mit der Zeit der Orthodoxie sich zuwendet. Es ist demnach nur zu sehr begründet, wenn wir behaupten, daß der religiösen Reform in erster Linie das Interesse für die Religion bei der Intelligenz vorangehen muß, wenn sie überhaupt in Angriff genommen werden darf.

Fragt man uns, wie das zu erreichen sei, so haben wir nur eine Antwort: Die Intelligenz muß sich auf sich selbst besinnen! Wir können nur wenig dazu beitragen. Dem einen oder dem andern ist es vergönnt, in Vereinen und Versammlungen ihr näher zu treten. Sie mögen rührig wie die Orthodoxen die Gelegenheit benützen für die Religion zu werben, zu überzeugen, zu erwärmen. Ein Beispiel genügt. Es braucht nur eine einzige einflußgebietende Persönlichkeit ihre alte Gleichgiltigkeit aufgeben, und die anderen folgen ihr nur allzugerne. Den Beginn dazu bietet die kommende Neuwahl in den Gemeinden. Jede Cultusgemeinde wird ihren Vorstand vermehren. Man suche die Intelligenz auf und überrede sie, der Sache sich zu widmen. Selbst wenn ursprünglich kein religiöses Interesse den Abseitsstehenden näher zu treten bestimmt, es thut nichts, „wer eine edle That anfangs nicht ihr zu Ehren vollzieht, mit der Zeit wird sie ihn schon begeistern, daß er reinen Herzens für sie eintritt." Jede gute Sache hat so viel innerliche Kraft und Gluth, daß sie jeden, der mit ihr sich beschäftigt über Kurzem zu ihrem begeisterten Verfechter umwandelt. — Viel vermag in dieser Richtung der Vorstand selbst. Die Leiter der größeren Gemeinden gehören ja zumeist zu der intelligenten Klasse der jüdischen Bevölkerung. Sie müssen ihren Einfluß geltend machen, um auch jene zum Eintritt in die Verwaltung zu bewegen, die bis heute theilnahmslos an ihr vorübergegangen sind. Die Angst, daß vielleicht der Neueintretende den Einfluß, den der Erstere besitzt, an sich reißen könnte, wird hoffentlich nirgend so mächtig sein, daß sie das gemeinsame Interesse zurückdrängen könnte.

So treten wir denn an unsere Leser mit der dringenden Bitte heran, des Gemeindelebens sich anzunehmen. Die gesammte Intelligenz rüste sich zum Eintritt in die Verwaltung, sie möge sich gegenseitig aneifern, daß ihr Interesse rege werde und ihre Liebe erwache. Die innere Mission auf religiösem Gebiete kann nur dann ersprießlich durchgeführt werden, wenn die gewaltige Majorität, die ohnehin nach ihr lebt, sie auch offiziell will, sie vertritt. Nur wenn Vorstand und Rabbiner den nothwendigen geistigen, materiellen und gesellschaftlichen Rückhalt bei den Gemeindemitgliedern besitzen, kann die innere Mission zum Heile der Judenheit ihren Anfang nehmen.

Karlsbad. Dr. Ziegler.

Unsere Zeit.

Von Dr. Simon Stern.

Man stellt gewöhnlich das Ende des vergangenen Jahrhundertes unserer Zeit gegenüber und klagt, daß unser Jahrhundert den Menschen eine starke Einbuße an idealen Gütern gebracht habe. Vor hundert Jahren wurden die Geister von einem kosmopolitischen Zug beherrscht, heute vom nationalen Chauvinismus; vor hundert Jahren schloß die Aufklärungsperiode ab, und die Kant'sche Philosophie trat die Erbschaft an, heute überall Vorurtheile, die Philosophie fast geächtet, der ethische Materialismus der Erbe aller geistigen Bewegungen. Vor hundert Jahren die Emanzipationsbestrebungen der Juden unterstützt von allen bessern Menschen, heute mit wenigen Ausnahmen Unduldsamkeit in allen Kreisen, und selbst die Edelsten und Besten sehen mit verschränkten Armen zu, wie verwegene Hände alle Errungenschaften des Liberalismus zerstören wollen.

Kein Mensch könnte leugnen, daß all' dies Wahrheit ist. Es scheint als wäre der Gesellschaft der Fortschritt nur ein Spielzeug gewesen, das sie nun, da sie desselben müde geworden, zertrümmern wollte, wie Kinder es mit ihrem Spielzeuge machen. Welche andere Erklärung hätte auch der Antisemitismus, diese abscheulichste Frucht am Baume der Reaktion. Es ist nicht der Kampf des Ungebildeten gegen den Gebildeten, auch die gebildeten Classen stellen eine erschreckend große Anzahl zu den Truppen der Dunkelmänner, es ist nicht der Haß des Besitzlosen gegen den Besitzenden, denn die überwiegend größere Anzahl der Juden ist arm, man denke nur an die Juden in Galizien und Rußland, ferner sind sehr reiche Christen die eigentlichen Macher des Antisemitismus, während die organisierten Besitzlosen, die Sozialisten, vom Antisemitismus nichts wissen mögen. Es ist auch nicht wahr, daß das Protzenthum reicher Juden den Antisemitismus verursacht habe, die reichen Christen sind sicherlich nicht weniger protzig, sie sind noch viel protziger, da sie sich als Herren und Bürger erster Klasse im Staate fühlen. Von jüdischer Unehrenhaftigkeit und Unredlichkeit im Handel und Wandel kann man wieder nur in jenen Volksversammlungen sprechen, in denen eine blöde, stumpfsinnige Masse aufhorcht, die keine Ahnung von dem hat, was die Statistik lehrt, man kann davon nur in jenen Zeitungen schreiben, die von Leuten gelesen werden, denen keine Lüge zu plump, keine Fälschung zu gewagt und keine Verläumdung zu schmutzig erscheint. Die Juden können ruhig das Urtheil der Geschichte abwarten, nicht sie haben den Antisemitismus verschuldet; die Bestie im Menschen ist wieder erwacht und sucht nach Beute.

Es ist nicht das erstemal und leider auch nicht das letztemal. Es geht auch nicht immer gegen die Juden los. Man muß vergessen haben, welche Verfolgungen die Hugenotten in Frankreich, die Protestanten in den Alpenländern während der Gegenreformation und die Katholiken in Irland zu erdulden hatten, die Bartholomäusnacht und die sizilianische Vesper müssen aus dem Gedächtnisse verschwunden, alle Religionskriege weggewischt aus der Geschichte sein, da man glauben machen will, daß der Judenhaß eine Folge des Rassenunterschiedes wäre. Dunkel, wie das Seelenleben überhaupt, sind die Ursachen, die in der Seele eines Menschen einen Haß gegen Nebenmenschen, die ihm nichts Böses gethan haben und nichts thun wollen, nur daß sie eine andere Sprache reden oder auf andere Weise Gott anbeten, aufkeimen lassen. Warum haßt der Engländer den Deutschen, der Deutsche den Slaven, warum hassen die Christen die Juden? Warum ist die Bestie im Menschen noch nicht gebändigt? Ist die Macht der Cultur und Zivilisation so schwach? Welchen segensreichen Einfluß erwartete man nicht von der allgemeinen Volksschule, vom allgemeinen Stimmrecht und von der allgemeinen Wehrpflicht, alle diese scheinen ihre Wirkung zu versagen, wir scheinen wieder dort angelangt zu sein, wo man am Beginne des dreißigjährigen Krieges stand, als Nationalität und Religiosität eine wilde Ehe eingiengen, um auf Deutschlands Boden die Bestialität zu zeugen. Wie ist es jetzt so ähnlich! Pastoren und Pfarrer rufen im Namen der Religion zum Kampfe gegen die fremde Nation, damit meinen sie die Juden, die freilich nicht wissen, wie sie zur Ehre kommen, eine Nation zu sein, obwohl die jüdische Nation seit mehr als 1800 Jahren vernichtet ist, seit einer Zeit, in der noch keine der gegenwärtig in Europa bestehenden Nationen existierte. Man könnte mit mehr Recht die Franzosen eine deutsche Nation, die Preußen eine slavische nennen, als die Juden eine fremde.

Doch mit Vernunftgründen ist wahrlich dem Antisemitismus nicht beizukommen, so wenig wie irgend einem Wahnsinnigen, so wenig wie man einen nationalen Chauvinisten dadurch bekehren würde, daß man ihm klarlegte, wie der französische Bürger keine Ursache habe, den deutschen Bürger zu hassen oder mit geringerer Liebe zu betrachten als den russischen. Man redet der Masse so lange ein, daß es patriotische oder religiöse Pflicht sei, den unschuldigen Nebenmenschen zu verfolgen, bis er es glaubt und darnach handelt.

Man könnte an dem Fortschritt des Menschengeschlechtes verzweifeln und Pessimist werden, besonders als Jude, wenn man die Erscheinungen verfolgt, die an uns vorüberziehen, doch des Denkers Blick dringt tiefer, er bleibt nicht an der Oberfläche, und da zeigt sich denn ein anderes Bild. Nicht im Sturm ist Gott, und nicht in einem Tage wird die Weltgeschichte

geboren. Nicht die lärmenden, gewaltigen Ereignisse sind die eingreifendsten und dauerndsten, in der Stille unter der schillernden, das Auge blendenden Oberfläche bereitet sich das Große vor, unbeachtet von der großen Menge, aber auch unbekümmert um deren Thun. In Rußland, dem bigottesten Reiche, im Lande, in welchem jeder freie Gedanke sofort mit Macht erstickt wird, steht ein Tolstoi auf, und hundert Pobedoneszew können Tolstois Einfluß nicht mehr lahmlegen. Tolstoi, das ist kein seichter Aufklärer, kein Materialist, kein Kraftmeier, sondern ein tief religiöses Gemüt, und sein Name bedeutet Kampf gegen das religiöse Gespenst. In Deutschland, dem Reiche der Mucker, steht ein Egydi auf, und sein Name bedeutet Kampf gegen die Dogmen. Egydi ist keine so tief angelegte Natur wie Tolstoi, er besitzt auch nicht das Genie und das Wissen Tolstois, aber in ihm lebt die Sehnsucht nach dem religiösen Ideal. Auch ein anderes Kind unserer Zeit, der Sozialismus, ist nicht bar der Ideale, er leistet der Cultur durch Vernichtung vieler Vorurtheile ungeheure Dienste. Gleichzeitig entstehen die Vereine für ethische Cultur und Friedensvereine, es kracht in allen Fugen, die Hülle wird bersten, und das Neue wird erscheinen. Die Gesellschaft hat die letzten zwei Jahrhunderte nicht umsonst durchlebt, sie hat die Consequenzen des Rationalismus gezogen, die alten Wege zum Heile aufgegeben und sucht neue Wege, nur geht sie oft in die Irre. Was man speziell uns Juden am Ende des vorigen Jahrhunderts geboten hat, war ja nur Armseliges, Duldung, wir verlangen aber Anerkennung und wenn es auch scheint, als würden wir wieder zurückgeworfen, so ist es darum, weil wir kein Almosen mehr annehmen wollen. Könnten wir uns damit begnügen, das zu sein, was wir vor hundert Jahren waren, keine Bürger, sondern Tolerierte, dann dürften wir ja nicht klagen, wir haben aber Selbstbewußtsein erlangt und verlangen volle Gleichberechtigung. Das ist der Fortschritt gegen die Zeit vor hundert Jahren, daß wir trotz aller Anfeindung, trotz des herrschenden Antisemitismus für unser gutes Recht und unser volles Recht kämpfen dürfen. Darum ist unsere Zeit bei allen ihren Fehlern doch eine große Zeit, und wir wollen, eigentlich wir sollen sie benützen.

Wir! Wer ist das? Wie ist es möglich, daß wir gemeinschaftlich arbeiten, gemeinschaftlich Beschlüsse fassen und sie gemeinschaftlich ausführen. Sind wir doch zerstreute Glieder, ohne Zusammenhang, ohne Haupt, ohne Führer, ohne Leitung? Und sei einer der Klügste, Erfahrenste und Weiseste, so kann er ja immer nur für sich etwas thun. Besitzt denn Einer unter uns genug Autorität, um als Führer zu gelten.

Hier stehen wir vor der großen Lücke, die uns verschlingen kann. Nicht durch äußere Angriffe kann das Judenthum vernichtet werden, der Angriff erweckt ja die Kraft, wir werden auch nicht verloren sein, wenn wir eine Zeit

lang abseits stehen müssen, denn wir sind der Welt durch unsern reinen Gottesbegriff und durch unser Mitleid mit jedem Unterdrückten ein gut Stück voraus, die Kette reicht von Tolstoi und Egydi bis zu uns, aber der Mangel an innerm Zusammenhang, der Mangel einer Autorität, der löst das fortgeschrittene Judenthum auf. Wir bedürfen eine Autorität, und da sie nicht vorhanden ist, müssen wir sie schaffen.

Früher, so lange Talmud und Schulchan Aruch und die rabbinischen Schriften die Autorität bildeten, war das Judenthum ganz unverwüstlich, jeder wußte, was er zu thun habe, alle bildeten eine geschlossene, undurchdringliche Phalanx, einer stützte und hielt den andern, so entstand die Einheit. Diese Autoritäten haben aber kein Gewicht mehr, denn auch das Judenthum hat die Consequenz der Aufklärungsperiode gezogen. Ob zum Glück oder Unglück für die Juden, ob zum Vortheil oder zum Nachtheil für das Judenthum, wir wollen darüber nicht streiten, der Streit wäre ein frucht- und nutzloser, der Orthodoxe jammert über das Schwinden des religiösen Lebens, der fortschrittlich Gesinnte freut sich über die Erweiterung des jüdischen Horizontes, über die Aufnahme aller Errungenschaften der Zeit ins Judenthum. Aber nicht zu bestreitende Thatsache ist es, daß vorläufig kein Buch mehr Autorität genug besitzt, um dem Denken und Handeln unübersteigbare Norm zu geben. Und darum kann jeder thun, was ihm beliebt. Wenn man die meisten gebildeten und denkenden Juden fragt, warum übst du das eine oder das andere religiöse Gebot, wird er sich nicht darauf berufen und decidiert sprechen, weil dies Gott verlangt, er wird sagen, das ist die Form, in welcher das Judenthum heute zum Ausdruck gelangt, und in den Fällen, in welchen ich mich als Jude geben will, benütze ich die gegebene Form, in Ermangelung einer andern. So ist das ganze religiöse Gesetz nur Form geworden, das beste fehlt, das warme Leben, das Gemüth des Handelnden bleibt kalt. Das ist ein unhaltbarer Zustand, der über kurz oder lang zur Verkümmerung des Judenthums und zur Auflösung der Judenheit führen muß. Als besten Beleg hiefür kann man den Gebetbuchstreit anführen, der eben jetzt in Deutschland entbrannt ist. Mehrere Gemeinden Westphalens ließen sich von Dr. Vogelstein, Rabbiner in Stettin, ein ihren religiösen Anschauungen angemessenes Gebetbuch ausarbeiten. Darüber Zeter und Mordio bei den Orthodoxen, alle die dieses Gebetbuch beim Gottesdienst benützen, sagen die Orthodoxen, schließen sich aus der Gemeinschaft des Judenthums aus. Nein, sagen die westphälischen Juden, wir schließen euch Orthodoxen aus der Gemeinschaft aus, wir wollen mit euch nichts gemein haben. Beide Partien haben eigentlich läppisch und thöricht gesprochen, denn beide gehören zur selben religiösen Genossenschaft, auch die Chassidim in Galizien, so traurig man auch darüber sein mag,

daß nicht alle Juden dieselben religiösen Anschauungen haben, so sehr man auch jene bemitleiden mag, die die Entwicklungsfähigkeit des Judenthums nicht anerkennen wollen oder nicht anzuerkennen vermögen, allen historischen Thatsachen zu Trotz.

Wir sind seit einigen Jahrzehnten in ein Stadium getreten, wo die Entwickelung aufzuhören scheint, denn das Judenthum ist heute kein Ganzes, ist kein Organismus. Keiner auf Erden vermöchte zu sagen, was heute noch wesentlich im Judenthum ist, keiner vermöchte z. B. zu sagen, was den jüdischen Gottesdienst charakterisiert. Fragt man, was ist heute von Allen anerkannte religiöse Vorschrift, so kann man nur antworten: Die früher anerkannten Autoritäten haben dies wohl normiert, aber diese Autoritäten sind jetzt nicht mehr allgemein anerkannt. Denn wir sehen in Berlin eine, in Amerika viele jüdische Gemeinden, die gar Sabbath und Festtage willkürlich bestimmen. Betreffs des jüdischen Gottesdienstes herrscht eine unbegrenzte Freiheit, und mehr die Bequemlichkeit als die Pietät läßt noch Vieles bestehen.

Allerdings ist die Freiheit ein jede Schätzung überragendes Gut, besonders in der Religion, denn hier heißt sie Gewissens- und Glaubensfreiheit. Wer uns diese rauben oder an ihr rütteln wollte, darf als Feind des Judenthums betrachtet werden, denn alle Feinde des Judenthums wollten uns ja auch nur die Glaubensfreiheit rauben. Ist aber auch nicht der ein Feind des Judenthums, der die Entwicklung verhindert, der die Willkür statt der gesetzmäßigen Freiheit will? Oder ist es vielleicht Entwicklung und Anpassung an die Zeitverhältnisse, wenn jeder sagen kann: Mag das Judenthum lehren was immer, ich thue, was mir gefällt und beliebt? Er hat keine Freiheit in der Religion statuiert, sondern Befreiung von der Religion. Denn angenommen, eine religiöse Vorschrift wäre drückend, ein Anachronismus, unserer Anschauung widersprechend, was nützte es, wenn sie nicht befolgt wird, die religiöse Vorschrift bleibt doch Vorschrift, und die Religion bleibt dort, wo sie war. Sie ist nicht mit uns gegangen, wir haben uns von ihr entfernt, und wir sind Sünder und Missethäter (Posch'im) im wahren Sinne des Wortes, wir versündigen uns an der Religion und an unsern Kindern, denn wir lehren sie etwas mit dem Munde heilig nennen und mit dem Herzen geringschätzen, das ist aber die religiöse Lüge, die religiöse Heuchelei. Und gerad die gebildeten und denkenden Juden trifft dieser Vorwurf zuerst, die müssen sich doch sagen: Wir wollen nicht mit jenen in einen Topf geworfen werden, die weder fähig, ein Problem zu erfassen und darüber nachzudenken, noch selbstständigen Geistes genug, sich eine eigene Meinung zu bilden, einfach mit dem Strome schwimmen. Solche Leute haben kein anderes Ideal, als gut zu essen und zu trinken, schöne Kleider zu tragen, viel Ehrenstellen zu erlangen, eine Rolle in der Gesellschaft zu spielen, den Töchtern eine große Mit-

gift geben und für die Söhne eine solche erlangen zu können. In diesem engen, eine gähnende Leere zeigenden Kreise bewegt sich ihr ganzes außergeschäftliches Leben. Gelangweilt, wie sie sind, suchen sie nach Zerstreuung und greifen nach der Tageszeitung und lauschen den Offenbarungen, die dort nicht immer ein genug gebildeter und nicht immer ein genug erfahrener Mann verkündigt. Aber an die gebildeten und denkenden Juden ergeht das Wort der Zeit: Ueberlegt doch einmal, wohin wir steuern, zur Anarchie und Auflösung infolge eures sündhaften Vorgehens oder aber zur Reaction, denn ihr mögt noch so ungebunden leben, ihr habt das Judenthum dadurch nicht einmal von den Schläfenlocken und der Schubitze der polnischen Juden befreit. Ihr könnt es auch davon nicht befreien, sondern nur eine allgemein anerkannte Autorität könnte es thun, die jetzt nicht vorhanden ist, und darum müssen wir eine anerkannte Autorität schaffen, wenn uns das Judenthum Herzenssache ist, oder sagen wir lieber, wenn uns die Zukunft unserer Kinder Herzenssache ist, und wir nicht wollen, daß sie von Jugend an lernen sollen, die Religion sei nur da, um ihre Vorschriften gering zu schätzen. Religion und Leben dürfen in keinen Widerspruch gerathen, wenn nicht die Religion verkümmern und das Leben schal und leer werden soll, es muß aber eine alles verschlingende Kluft zwischen beiden entstehen, da keine Autorität da ist, die die Lücke ausfüllt und den Widerspruch ausgleicht.

Wird aber die religiöse Freiheit nicht in Gefahr gerathen, wenn eine Autorität vorhanden ist, die alles bestimmen kann? Man könnte mit eben solchem Rechte fragen, ob die politische Freiheit nicht in Gefahr geräth, wenn ein durch allgemeines Stimmrecht ohne irgend welche Wahlbeeinflussung zustande gekommenes Parlament zum Schutze der politischen Freiheit eingesetzt wird. Wir wollen ja eine Autorität zum Schutze der religiösen Freiheit, wir wollen ja eine Autorität, die die Errungenschaften der Zeit unter Dach und Fach bringt, so wie die Autorität, der Patriarch Rabbi Jehuda und seine Genossen, ums Jahr 200 durch die Redaction der Mischna die Errungenschaften des tanaitischen Mittelalters sicherte, so wie ums Jahr 500 durch den Abschluß der Gemara die Oberhäupter der Lehrhäuser zu Sura und Pumbaditha, gestützt durch die Autorität des Resch Galutha, die Errungenschaften des amoräischen Zeitalters unter Dach und Fach brachten.

Wir wollen keine Autorität, die dem Einen etwa verbieten wollte, noch mehr zu thun, als der Schulchan Aruch fordert und über den Andern etwa den Bann verhängen dürfte, welcher irgend eine religiöse Vorschrift nicht befolgt oder gar keine beachten will, wir wollen keine Autorität, die vielleicht die volle Autonomie der Gemeinde lahmlegen wollte, jede Person und jede Gemeinde behalte ihre volle Freiheit, wir wollen aber eine Autorität, die maßgebend genug ist, die Grenze des Judenthums zu ziehen, und maßgebend genug ist,

diese Grenze zu erweiteru. Wir wollen eine Autorität, zu der alle, auch die Gebildeten und Denkenden, mit Vertrauen aufblicken, weil sie das religiöse Ideal dort gut beschützt wissen und sich sagen können, daß dort nur Eines vertreten wird, die Zukunft des Judenthums, daß dort dafür gesorgt wird, daß die Religion ihren Kindern wieder innerste Herzenssache sei. Laßt um der Gerechtigkeit willen nicht zweifeln, daß wir auch noch heute Sinn für eine solche Institution haben, laßt den Gedanken nicht aufkommen, daß wir heute nur noch ein idealloses banausisches Volk sind. Wir sind es ja, Gott sei Dank, noch nicht, nie wurden prächtige jüdische Gotteshäuser so zahlreich aufgeführt wie heute, nie hat man so viel für äußere Schönheit des Cultus geleistet wie heute, also lebt ja doch in irgend einem Herzenswinkel das Gefühl für Judenthum und die Ahnung, daß man sich mit seiner Religion muß zeigen können, und daß die Religion etwas ist, woran jeder ausnahms- und unterschiedslos betheiligt ist.

Was wir unsern Kindern an Geld und Geldeswert hinterlassen werden, wissen wir nicht, aber unsere Religion werden wir ihnen sicherlich vererben, und da sollte das Gefühl ganz stumpf sein für das Wie der Religion, für den Zustand, in dem sie sich befindet. Schaffen wir eine Autorität, die dafür Sorge trägt, daß unsere Kinder ein reiches, schönes Erbe erhalten!

Wer soll aber diese allgemein und freiwillig anerkannte Autorität sein? Wer anders als wir selbst! Nur müssen wir organisiert sein, so daß wir auch das sagen können, was wir wollen, und auch die richtige Stätte haben, wo wir es sagen. Wir wollen ja autoritativ sprechen, eine giltige Norm aufstellen. Die Juden müssen organisiert sein, eine geschlossene Einheit, in der einer den andern stützt und hält, und da man mit Kleinem anfangen muß, denken wir zunächst an die Organisation der Juden Böhmens. 90000 das ist übrigens eine respektable Zahl. Ein nicht als gering zu achtender Vortheil ist es, daß die Juden Böhmens in ihrer großen Mehrheit ziemlich gleichen religiösen Anschauungen huldigen.

Als die organisierte Judenheit Böhmens schwebte uns allen, die wir noch so optimistisch sind, an die Verwirklichung mancher Ideale zu glauben, ein Gemeindebund vor, in dessen Führer und Leiter Tugend, Weisheit und Bildung repräsentiert sein sollten. Männer der religiösen Wahrheit, dem Judenthum bis zur Selbstlosigkeit hingegeben, solche Männer, die Jethro Moses anräth, als Führer Israels zu wählen. Wir dachten uns, die Gemeinden Böhmens werden solche Männer, die Edelsten, Besten und Einsichtigsten, nach Prag entsenden, damit sie mit den Rabbinern Böhmens über das verhandeln werden, was dem Judenthum noth thue. Wir dachten uns, daß die Vertreter der Gemeinden die Rabbiner auffordern werden, offen und klar Rede zu stehen, so klar, daß es jeder in Israel, vom Höchsten bis zum

Niedrigsten, bis zum Holzhauer und Wasserschöpfer verstehe, so klar, wie Moses einst zu den Israeliten sprach. Wir versprachen uns viel, wir versprachen uns Alles von einem Gemeindebund, aber nach dem Anfang desselben zu schließen, scheint es, daß er auch nicht die geringste unserer Hoffnungen verwirklichen wird, denn er hat keinen Schritt zur Ausführung des Gedankens gemacht, allgemein anerkannte Autorität zu werden, er hat, wie schon einmal in dieser Zeitschrift dargestellt wurde, die Religion aus dem Gemeindebund ausgeschlossen und sich dadurch eines jeden Inhaltes beraubt. Ein solcher Gemeindebund ist eine taube Nuß, nur die Religion kann den einzigen Inhalt des Gemeindebundes ausmachen. Oder sollen wir, weil vielleicht einigen Leuten die Religion gleichgiltig ist, für die Religion nicht gemeinschaftlich Sorge tragen dürfen und uns dafür mit der Sprachenfrage beschäftigen. Diese überlassen wir den Politikern und Journalisten, denn es ist deren Beruf, und sie leben davon. Oder sollen wir, weil einige ihr religiöses Ideal in der Vergangenheit suchen, nicht an unsere gemeinschaftliche Zukunft gemeinschaftlich denken dürfen, und weil die Orthodoxie in Böhmen ihren Boden verloren hat, jede weitere Entwicklung verneinen und jede andere Ausdrucksform des religiösen Gedankens bekämpfen, oder wenigstens als minderwertig betrachten. Man möge nur nicht glauben, durch einen Gemeindebund den Antisemitismus vernichten zu können, er kann ja auch diesbezüglich manches Gute wirken, er kann oft unser Recht urgieren, er kann manche falsche Beschuldigungen autoritativ widerlegen, aber seine Hauptaufgabe bleibt das Wirken nach innen, die Religion.

Ohne Prophet oder eines Propheten Sohn zu sein, kann man mit Sicherheit behaupten, daß es hier nur ein Entweder — Oder giebt: Entweder Verkümmerung und Verwahrlosung des Judenthums oder Organisierung der Juden, eine allgemein und freiwillig anerkannte Autorität. Heiße diese Institution Synode, Consistorium, Sanhedrin, Gemeindebund, wie auch immer, und die Zeichen der Zeit trügen nicht, diese Institution wird entstehen, da das Judenthum Lebenskraft genug besitzt, um inmitten des Fortschrittes der Wissenschaft bestehen zu wollen.

Wir begnügen uns aber gar nicht mit der Aussicht, daß das Judenthum bestehen bleiben werde, wir wollen es mit Kraft ausgerüstet wissen, um nicht nur Brave und Charaktervolle festzuhalten, sondern auch um alle Braven und Charaktervollen um seine Fahne zu scharen.

Merken wir auf die Zeichen der Zeit! Eine neue Weltanschauung wird geboren, und diese wird die Welt verändern. In dieser kommenden neuen Welt wollen wir einen guten, freien Platz finden, wir dürfen darum die Zeit nicht durch Unthätigkeit verpassen oder in leeren, bedeutungslosen asuistischen Streitigkeiten vertrödeln, sonst schreitet die Zeit mit ihrem ehernen unaufhaltsamen Schritt über uns hinweg oder schiebt uns günstigen Falls wieder in die äußerste Ecke.

Die Reform des reformierten Gottesdienstes.

Von Dr. Adolf Kurrein.

Der scheinbar sich selbst vernichtende Titel überhebt mich einer höchst sorgsam und kunstvoll aufgebauten Einleitung, welche den Leser aufmerksam, geneigt und für den Gegenstand empfänglich machen soll, denn der Reformfeind und der Reformsüchtige werden neugierig lauschen, was es wieder oder was es noch zu reformieren gebe. Zur Beruhigung der Gemüther will ich sofort erklären, daß ich weder die Abschaffung des zweiten Feiertages zu beantragen in der Lage bin, weil die Mehrheit auch schon den ersten nicht mehr hält, noch daß ich die Gebetbuch-Fabrikation befürworte, weil es jeder National-Oekonomie widerspricht, ein neues Gebetbuch anzuschaffen, wenn die alten wegen allzugeringer Benützung noch wie neu in großer Masse vorhanden sind. Der innern, ja der innersten Mission will ich mich zuwenden, und das umsomehr, weil wir jetzt dazu Zeit und Muße gewinnen, da der äußere Horizont so umwölkt, daß wir über unsere Kreise hinauszuschauen gar keine Lust verspüren.

Ziehen wir uns auf das Innere zurück, und das Innerste wird wohl unser Gotteshaus sein! Das liegt ja unserer Erinnerung am nächsten, denn es ist nicht lange her, daß wir nicht blos bildlich, sondern in des Wortes wahrem Sinne darin wohnten. Jedes fromme Herz, jede religiöse Seele mußte sicherlich wonnetrunken in dem Anblicke so zahlreich versammelter Beter, so großer heiligen Gemeinschaft, wie sie Neujahrs- und Versöhnungstag vereinten, schwelgen und durfte sich mit aufrichtiger innerer Befriedigung nicht der schwerwiegenden Thatsache verschließen, daß die Religion bei uns Juden noch immer nicht erloschen, daß sie noch immer eine unberechenbare treibende Gewalt, eine unbedingte Herrschaft auf die Gemüther ausübt. Möchten wir diese Gewalt doch nur zu gebrauchen, ja nur in die rechten Geleise zu leiten verstehen! Ja, es will uns bedünken, daß wir dieses Verständnis leider nicht besitzen, oder daß es aus welch immer für Gründen uns nicht gelingen will, vielleicht nicht gelingen kann, diese wohlthätige Himmelskraft ihrer Bestimmung nutzbar zu machen. Eine sorgfältige Umschau im Gotteshause an den heiligen Tagen wird uns das alles klar machen. Die wonnige Freude über das kaum geahnte, in so zahlloser Menge geweckte und vorhandene religiöse Gefühl wird nur kurze Zeit andauern und verschwindet schon, wenn wir über die

erste Umschau hinaus nicht nach der Quantität, sondern nach der Qualität die religiöse Heeresschau abhalten und die Frömmigkeit, die Andacht, das Verhalten und das Beten der Einzelnen und der Gesammtheit sorgfältig, ja kritisch Revue passiren lassen.

Trägt unser Gotteshaus schon äußerlich in der Gegenwart nicht mehr die alte Rosch-ha-schono- und Jom Kipur-Physiognomie, so hört man da auch nicht mehr die alten Melodien der Jomim noroim, der furchterregenden Tage. Damit soll nicht so sehr Orgel und Cantor in ihren Abweichungen, Variationen, Nuancierungen und Compositionen bis zur Unkenntlichkeit des Originalgesanges gemeint sein, sondern vielmehr der Volks- und Gemeindeton, die alte Herzensmelodie des Betens. Man wird mir alsbald das wüste, wilde, regellose Geschrei der alten Judenschule entgegenhalten, jedoch in diesem Geschrei war Methode, war Gefühl, Ernst, Brusttöne und Herzensstimmen, Seelenerregung und nicht bloße Kopfstimmen und gekünsteltes, langweiliges Getöne. Die Alten schrien ob ihrer Sündhaftigkeit, ihres Schuldbewußtseins, sie fühlten den inneren und äußeren Druck, schrien um Hilfe und Gnade. Der Verzweiflungsschrei schlägt nicht erst mit der Stimmgabel den Grundton an, und der Hilferuf braucht nicht erst die Cadenz der Orgel. Es war eine echte Judenschul; jedoch eine Judenschul mit jüdischer Art vom Herzen zu beten, mit jüdischer Zerknirschtheit der Sündhaftigkeit und jüdischen Thränenströmen der Reue und Buße.

Und heute? *Die Judenschul ist geblieben!* Nur hat sie eine andere, sagen wir eine moderne Form! Was vom alten gut, löblich, brauchbar und wünschenswert war, ist verschwunden; was unbrauchbar und schädlich, ist geblieben. Betrachten wir ein modernes Jom Kippur-Gotteshaus. Da erkennt man sofort ein gelangweiltes, uninteressiertes Publikum; keine Andacht, kein Sündenbewußtsein, keine Spur von Reue und Buße, keine Spur von andächtigem Gebet, von Innigkeit und Frömmigkeit des Gottesdienstes ist da zu entdecken. Nicht die ewigen melodielosen Begleittöne der Orgel und nicht die neuesten mehr opern- als Jom Kipur-artigen Cantoren-Compositionen bringen Leben in das todte Reich hinein! Doch Vergebung! so ganz todt ist das Reich nicht, *todt wohl an gottesdienstlicher Andacht, an religiösem Leben, aber nicht todt an Bewegung.* Leben und Bewegung herrscht, mehr als einem Gottesdienste erwünscht, einem Gotteshause geziemend ist. Man könnte da wahrlich zu dem Anachronismus verleitet werden, daß schon der Prophet Jesaia, als er in seiner berühmten Strafrede an das Volk Israel im heiligen Zorne rief: Euer Besuch des Gotteshauses ist nur ein Herumtreten

in meinen Höfen, unser modernes Gotteshaus im Auge hatte. Das ist der ewig wandernde Jude! Ein stetes Kommen und Gehen! Das ließe sich noch rechtfertigen bei einem Gottesdienste, der ununterbrochen einen halben und einen ganzen Tag andauert, wenn man geeignete Zeiten und Gelegenheiten wählen würde. Aber ohne Wahl vollzieht sich der Auszug und Einzug! Kein Termin wird eingehalten. Die Sturzwelle ist die Thoraverlesung oder die beendete Kedusch a. Man sieht auch Männer und Frauen vor dem feierlichen Uneffane tokef (Entwurf des Schicksalsbildes), vor und während der Awoda (Darstellung der Sühnhandlung im Allerheiligsten durch den Hohenpriester), bei dem feierlichsten wie dem gleichgiltigsten Akte gehen und kommen. Während der Schemon'e Essr'e, des eigentlichen Gebetes, statten Männer, Frauen und Mädchen, — jeder selbstverständlich auf seinem Gebiete — sich gegenseitig Besuche ab und unterhalten sich in der lebhaftesten Weise über Gegenstände, die nicht Buße, Fasten und Versöhnungstag betreffen. Zu allen Tageszeiten treffen die am Versöhnungstag gebundenen, gekauften und in den Tempel gebrachten Prachtbouquets für die Damen ein. Und das nennt man, das hält man als Andacht und Feier des Versöhnungstages und spricht von einem erhabenen Gottesdienst. Und dabei ist trotz all dem äußern modernen Aufwand unser Gotteshaus äußerlich die alte Judenschul, innerlich viel schlimmer!

Jeder Gebildete, jeder ehrlich Fromme muß sich fragen: Haben wir Juden denn wirklich keine wahre Bildung, keine edle Erziehung, keinen gesellschaftlichen Tact, kein Selbstbewußtsein, keine Selbstkritik, oder haben wir eine so geringe, eine so falsche Vorstellung von Gott, Religion und Gottesdienst, daß wir das Gotteshaus zur Carricatur machen, daß wir als etwas Neues die Judenschul mit Orgel und Gesang inscenieren? Wir nennen uns liberal, aufgeklärt, modern und wie alle diese technische Ausdrücke heißen, sind wir aber aufgeklärt und modern, fragt jeder Fromme? Und die Antwort holen wir uns, wenn wir ins Gotteshaus gehen, die Vollversammlung sehen, die nicht blos Hausierer und Trödeljuden, die alle Stände, reich und arm, gebildet und ungebildet, Haute volée und bourgeoisie vereint, und dennoch so verdammt wenig gebildetes und tactvolles, würdiges und entsprechendes Benehmen zeigt! Da ist sicherlich der Ruf angebracht: Geht in euch! dringet ein in die tiefer liegenden Wurzeln und Quellen dieser schweren Uebelstände und bessert, bevor noch die Religion den letzten Einfluß auf die Gemüther verliert, denn der Gottesdienst ist unser letzter Rettungsanker, verlieren wir den, dann haben wir nichts mehr zu verlieren, und Gefahr ist im Verzuge, denk der innerliche Gottes-

dienst scheint schon, der äußerliche droht in Bälde verloren zu sein. — Falsche und verkehrte Mittel können und werden nicht helfen. Die Orgel, der moderne Chorgesang, das beschnittene und unbeschnittene Gebetbuch, die deutschen und undeutschen Gebete und auch die Predigten haben das gotteslästerliche Schwätzen, das unwürdige Benehmen aus dem Gotteshause nicht vertrieben, und fragen wir warum? so müssen wir die ehrliche Antwort geben: Die Reformbestrebungen, so sehr sie zumeist gewiß von dem ehrlichsten Willen und den besten Absichten beseelt waren, haben weder das Richtige erkannt, noch angewendet, und an demselben Fehler laborieren auch noch heute alle Reformvorschläge. Sie suchen immer die Ursachen und Beweggründe außer uns und nicht in uns. Nicht die Gebete, nicht die Gebetbücher, nicht die Melodien und die Gesänge — diese sind mitunter sehr besserungsbedürftig — nicht Gotteshaus und Gottesdienst, sondern wir sind zu bessern und zu verbessern, nicht die Behelfe zum Gottesdienste, sondern wir die Träger haben die Fehler an uns und tragen sie mit uns in den Gottesdienst hinein.

Würde sich ein Gebildeter, ein Angehöriger, Diplomierter der verschiedenen Facultäten und ein gewöhnlicher Mensch ungeziemend im Gotteshause benehmen, wenn er aus der Schule die richtige Vorstellung über die Heiligkeit des Gotteshauses und des Gottesdienstes mitbrächte? Würde jemand bei Beginn der Thoravorlesung, bei Verkündigung des Gotteswortes, bei Keduscha, der Heiligung Gottes, bei Kiddusch, der Weihe des Festes, bei der Awoda, der Hohenpriestersühne, das Gotteshaus verlassen, oder bei Handlungen sitzen, wo man ehrfurchtsvoll stehen oder knieen muß, würde er lachen bei Schofarblasen oder beim Schwingen des Feststraußes, wenn er Sinn und Bedeutung kennen würde, wenn er mit der diesen Dingen innewohnenden Weihe vertraut wäre oder bekannt gemacht worden wäre, oder sagen wir es mit einem Worte, wenn der Jude wie der Christ in der Liturgie durch die Schule unterwiesen worden wäre?!*) Die Kenntnis der Liturgie fehlt den Erwachsenen und der Jugend, niemand bei uns, der sichs nicht selbst erworben, hat eine Vertrautheit mit der Seele unseres Gottesdienstes, und darum ist er bei Jung und Alt seelenlos, bedeutet nichts, läßt das Gemüth kalt und leer und wird als eine gleichgiltige Handlung betrachtet. Die geehrten Herren Rabbiner mögen doch an den heiligen Tagen aus den Gebetbüchern ein wenig nach oben in die Galerien, nach unten ins Parterre schauen, und sie werden bald einsehen, welch ein unerläßlicher, nothwendiger Gegenstand

*) In Saaz bilden Liturgik und liturgische Psalmen den Lehrstoff für die 6. Gymnasialklasse. Dr. Stern.

des Religionsunterrichtes die Liturgie sei, und daß der Anfang damit gemacht werden muß, noch bevor die ganze Liturgie überflüssig geworden. Die Liturgie dürfte sogar ein lohnenderes Thema zur Belehrung der Erwachsenen als manche politische Excursion sein, und mancher tüchtige Redner könnte sogar auch viele Lorbeeren und begeisterten Beifall ernten, wenn er am Versöhnungstage über das Sündenbekenntnis anstatt über Antisemitismus spricht.

Wie sehr unser viel geschmähtes und wenig gewürdigtes, altes unbeschnittenes, aber doch sehr jüdisches Gebetbuch und Machsor diesem richtigen Verständnis der Liturgie Rechnung trugen, beweisen die feierlichen Einleitungen zu den heiligsten Handlungen, um die Aufmerksamkeit der Menge darauf zu lenken. Wie das Glöcklein des Hohenpriesters seine Ankunft vorausverkündete und die ehrfurchtsvolle Stille veranlaßte; wie die hohe Fahne in der Synagoge zu Alexandrien jedermann aufmerksam machte, daß man dem ausgesprochenen Lobe Gottes seine feierliche Zustimmung durch Amen gebe, so kündigt die Keduscha durch eine feierliche erklärende und aufklärende Einleitung an, was uns das dreimal Heilig bedeuten soll, so werden wir durch das Gebet Moses auf die Bedeutung der Thoravorlesung hingeleitet, so wird im Machsor jedes wichtige Stück durch einen besondern Satz eingeleitet, das Sündenbekenntnis gehörig vorbereitet. Für die Mehrzahl der Gemeinde, die das Hebräische kaum oder zur Noth lesen, geschweige verstehen kann, sind diese vorbereitenden Einleitungen ebenso unverständlich wie das Gebet, und es wäre daher unbedingt nothwendig, daß vor Schema, Keduscha, Kiddusch, Thoravorlesung, Modim — wenn noch Beter im Tempel sind —, vor Unessane tokef, Awoda und Sündenbekenntnis jedesmal in wenigen bezeichnenden, allgemein verständlichen Worten Sinn und Bedeutung der heiligen Handlung von der Kanzel verkündet würde. Diese Formeln müssen für immer stereotyp bleiben. In den portugiesischen Synagogen wird seit Alters her das Sündenbekenntnis am Versöhnungstage in spanischer Sprache — für die Frauen wie es heißt — von dem Chacham statt einer Predigt vorgesprochen. Es ist sehr zu bezweifeln, ob jemand das Gotteshaus verließe oder seine Unterhaltung fortsetzen würde, wenn er hörte: „Wir wollen jetzt in Nachahmung der Engelchöre Gottes Heiligkeit bekennen und verehren," oder: „Wir wollen mit Ehrfurcht und Aufmerksamkeit dem Gotteswort lauschen, als hörten wir die göttliche Offenbarungsstimme vom Sinai" u. dgl. m. Die Unkenntnis der Liturgie ist nicht die einzige Ursache, die der Andacht und dem geziemenden Verhalten im Gottesdienste entgegenwirkt.

Eine zweite schwerwiegende Veranlassung zur Störung und zur Gesprächsführung ist die zur Unthätigkeit verurtheilte, die lahmgelegte Gemeinde. In alten Zeiten hatten die Beter im Gotteshause etwas zu thun, sie beteten, sie schrieen, sie sangen, doch bei unserer jetzigen Art des Gottesdienstes soll der Beter ruhig die Orgel, das Concert des Cantors, das Terzett und Quartett und die Soli der Künstler und künstlerischen Dilettanten und den gemischten Chor anhören. Eine Zeit lang thut sichs, man wird aber auch der leckersten Gerichte satt, es stellt sich sofort die Uebersättigung und Langweile ein, kommt noch dazu das jüdische Temperament, die Unruhe und Beweglichkeit, der leicht erregbare jüdische Geist, so ist die Unterhaltung fertig, ist durch die Art des Gottesdienstes gegeben. Darum muß mit der jetzigen Methode des Gottesdienstes völlig gebrochen werden, soll Ruhe und Ordnung in unser Gotteshaus einkehren. Vor allem muß von maßgebender Seite — diese ist für Cantoren nur der zahlende Vorstand — den Cantoren beigebracht werden: der Tempel ist kein Concertsaal. Heute wird nicht wie im Mittelalter das Forum der Kunst in das Gotteshaus verlegt, dafür gibt es andere Orte, es fehlt auch in der kleinen Stadt an Theater und Concerten nicht und zum kunstsinnigen und kunstgenießenden Publikum gehören nicht zum mindesten Juden, aber der Tempel sei eine Stätte der würdigen Andacht. Da lasse man wie bei allen Confessionen, ja wie in der portugiesischen Synagoge die Gemeinde mitthun, die Gemeinde muß beschäftigt werden, sie muß statt des gemischten selbst der gemischte Chor sein, muß singen; dazu ist die Orgel da, daß sie gewisse Unebenheiten und Unvollkommenheiten decke, und wenn auch nicht alles so nach dem Schnürchen wie bei der Oper gehen wird, — und bei unsern geschulten Chören happerts ja auch manchmal, wie Eingeweihte wissen wollen — so sind wir in einem Gotteshause, und Gott gibt sich auch mit mäßigem Gesange zufrieden! Die Cantoren, die sich befähigt und berufen fühlen, mögen die vielen großen Fehler ihrer großen Vorgänger gut machen, und anstatt die Synagogenmusik mit neuen Opernvariationen zu bereichern, lieber nach den vorhandenen wohlbekannten alten Melodien einfachen ein- und zweistimmigen Gemeindegesang componieren. Der Gottesdienst soll sein stilles Gebet, seinen Gemeindegesang, auch seine Soli und seinen schönen herkömmlichen Chasan-Vortrag haben, nur verschone man die Gemeinde mit der ewig brummenden und summenden Begleitung, die alles dehnt und streckt und von Morgen bis Abend endlose Langweile und Kopfschmerz verursacht. Zur Durchführung werden die Cantoren in den

Gemeinden auch Gesangsvereine von Männern und Frauen bilden, damit diese im Gotteshause zerstreut, von verschiedenen Punkten aus den Gemeindegesang unterstützen. Auch für die Schuljugend müßte zu den zwei Religionsstunden noch wöchentlich eine Synagogen-Gesangsstunde abgehalten werden, damit diese von frühester Jugend die Gesänge beim Gottesdienste einüben und sicher singen. Aus den angeführten Gründen müßte die Stetigkeit im Gottesdienste und die Uniformität eingeführt werden. Der ewige Programmwechsel muß aufhören. Der Gemeindegesang muß immer nach derselben Melodie und überall gleich gesungen werden, nur in außerordentlichen Fällen können außergewöhnliche Chöre eingeschoben werden, aber der allgemeine Charakter darf nicht geändert werden. Es geht auch nicht an, daß in Prag, Pilsen, Budweis, Saaz, Karlsbad, Teplitz Lecho dodi, Mismor 2c. andes gesungen werden. Wie ehedem die Melodien überall ziemlich dieselben waren, so muß man anfangen, den Gottesdienst zum mindesten in ganz Böhmen gleichmäßig zu gestalten, damit die Kinder aus einer Gemeinde sich nicht in der andern fremd fühlen, daß sie in jedem Gotteshause und bei jedem Gottesdienste sich alsbald zurechtfinden und mitthun.

Das richtige Verständnis der Liturgie und die energische Mitarbeiterschaft bei dem Gottesdienste würden schon zum großen Theile Andacht und Ruhe dem Gottesdienste sichern, doch das volle Maß wird er erst dann erreichen, wenn die Kinder und alle, die keinen eigenen Sitz haben, vom Gotteshause ferne gehalten werden. Ich will absehen von dem Mißbrauch, den Müttern die 1- bis 2jährigen Kinder am Versöhnungstag in das Gottessaus zu bringen, wodurch mehr der mütterlichen Eitelkeit als Zärtlichkeit durch die Schaustellung der Gemeinde-Kinder-Schönheitsgallerie Rechnung getragen wird, so gehören die Kinder, selbst wenn sie wie in den seltenen Fällen, bei den Eltern Plätze finden, nicht in den allgemeinen Gottesdienst. Kinder können höchstens 2 Stunden ruhig, andächtig und aufmerksam sein; da aber der Feiertagsgottesdienst mehr Zeit in Anspruch nimmt und den Kindern keine Gelegenheit gibt, sich zu bethätigen, so langweilen sie sich, und die Langweile ist die Mutter allen Unfugs. Und wie betragen sich erst die Kinder, die auf besonderen Plätzen ohne Aufsicht der Eltern dastehen! Es ist oft empörend anzusehen, wie die Jugend und nicht zum kleinsten Theile durch das böse Beispiel der Erwachsenen angeregt, im Gotteshause sich so ganz gehen läßt, als hätte sie nicht nur keine Vorstellung von Gottesverehrung, sondern nicht einmal irgend eine Erziehung genossen. Ja, so traurig es ist, ich beharre

bei meiner felsenfesten Ueberzeugung, so lange es nicht mit dem Benehmen der Erwachsenen im Gotteshause besser wird, ist es die höchste Gefahr für die religiöse Erziehung unserer Jugend, daß diese den Gottesdienst mit den Erwachsenen theile. Man kann den Schülern in der Schule noch so viel Ehrfurcht vor Gott, Gotteshaus und Gottesdienst einflößen, kommen sie dann in den Gottesdienst und sehen das Beispiel der Großen, ist alles verloren. Darum müssen Knaben und Mädchen an den Feiertagen einen zweistündigen, am Versöhnungstage einen Vormittags- und Nachmittags-Gottesdienst, ganz besonders für Kinder eingerichtet, haben. Sie sollen die Gesänge singen, die Gebete sollen ihnen laut und deutlich vorgebetet werden, die Thoravorlesung und die Haftora soll ihnen auch übersetzt werden, und der Religionslehrer gibt ihnen eine entsprechende Belehrung über die Bedeutung des Tages. Während des ganzen Gottesdienstes müssen die Knaben wie die Mädchen von Erwachsenen beaufsichtigt werden, daß die Haltung der Kinder eine ernste und würdige, und die Andacht nicht nur nicht gestört werde, sondern eine religiös-erziehliche Wirkung auf die Kinder übe.

Auch für junge Leute und solche, die im Haupttempel keinen Sitzplatz finden, soll ein besonderer Gottesdienst abgehalten werden. Da unser Gottesdienst längere Zeit, einen halben und auch einen ganzen Tag dauert, ist es nicht gleichgiltig, ob der Beter einen Sitz- oder Stehplatz hat. Der Vergleich mit der Kirche ist nicht zulässig. Der Gottesdienst in der Kirche dauert 1—1½ Stunde, da kann man ohne Unruhe stehen, doch nicht einen ganzen und nicht einen halben Tag. Die Beter, die keine Plätze haben, sind daher genöthigt, wenn sie müde, irgend einen leeren Platz zu erhaschen oder aus dem Gotteshause zu gehen, das begünstigt oder besser veranlaßt und fördert die ewigen Wanderungen, Unruhen und Störungen im Gottesdienste. Ja es gibt viele „stellenlose" junge Leute, die ihr Gewissen schon damit beruhigen, die heiligen Tage gefeiert zu haben, wenn sie nur die ganze Zeit über vor dem Gotteshause gestanden oder gesessen haben.

Ich verschließe mich nicht der Thatsache, die jeder Vorstand mir alsbald entgegenhalten wird, diese Vorschläge zu verwirklichen, belastet zu viel die Gemeindekasse. Wie lange noch soll Geld das große Wort in Gemeindesachen führen und ausschlaggebend sein? Hören wir denn nicht gerade am Feste das Ideal des Propheten: „Einst wird es keinen Handel und keine Krämerei im Gotteshause geben." Was ist denn die Bestimmung und die Aufgabe der Cultusgemeinde? Doch nur der Cultus! Dieser muß das ganze Vermögen und alle Einnahmen verschlingen, wenn der Cultus wirklich gefördert, der religiöse Gedanke ge-

kräftigt und das religiöse Leben zur Blüte gebracht wird. Jede Gemeinde legt das größte Kapital an und gibt der Steuerkraft die mächtigste Grundlage, wenn sie eine religiöse Jugend, eine fromme Zukunftsgemeinde sich erzieht. Je mehr sie daran spart, desto spärlicher werden später die Einnahmsquellen fließen.

Darum Cultusgemeinden und Gemeindebund erwachet aus dem Schlafe, Rabbiner und Collegen helfet rasch zum Werke, beginnt die Arbeit im Innern des Tempels, bildet Gemeinde und Gottesdienst, Alter und Jugend, Männer und Frauen, daß Andacht und Ruhe, Weihe und Ernst im Gotteshause nicht mehr Chukkas ha goi sondern minhag jisroel sein werde, das nenne ich auch innere Mission, doch die Missionäre dazu suche ich noch!

Der Umgang mit den Menschen (Derech erez) nach dem Talmud.

Von Dr. Adolf Kurrein. (Fortsetzung.)

2.

Beim Eintritt läßt der Gast den Hausherrn vorausgehen, und er folgt, beim Weggehen hat der Gast den Vortritt und der Hausherr begleitet ihn. (D. E. 4).

3. Man trete nicht unangemeldet in ein Haus ein, nicht in das eigene, geschweige denn in das eines andern.

Diese Lehre wird aus dem Verhalten Gottes selbst gefolgert, da Gott zu dem im Paradiese verborgenen Adam nicht eintrat, sondern von der Pforte aus ihn anrief: Adam wo bist du?

R. Jochanan trat nie, so oft er bei R. Chanina einen Besuch abstattete, in die Wohnung, ohne vorher ein vernehmbares Zeichen seines Eintritts gegeben zu haben. Er leitete das aus dem Satze der Schrift ab (Exod. 28, 35): Es werde sein Schall gehört, wenn der Hohepriester ins Heiligthum eintritt und wieder austritt. (Midr. r. Levit. c. 21).

R. Gamliel, R. Eleasar, R. Akiba und R. Josua machten einst einen Besuch bei einem römischen Philosophen. R. Josua pochte vor

dem Eintritte an die Thüre und der Philosoph erklärte dies als die Lebensart gebildeter Leute. (D. E. 5).

4. Man frage den Gatten nach dem Befinden der Gattin und die Gattin nach dem Befinden ihres Gatten oder man entbiete dem einen seinen Gruß durch den andern.

So benahmen sich die Engel bei Abraham, den sie nach Sara fragten. (Genes. 18, 9 Raschi).

5. Dem von der Reise ankommenden Gaste biete man alsbald Speise und Trank an; doch der Gast selbst verlange es nicht und gedulde sich bis er die Einladung zum Essen erhält. (D. E. 8.)

Der erste Theil geht aus dem Verhalten Abrahams zu den Engeln hervor; denn er bietet den scheinbaren Wanderern Brot und Wasser an. Die Ammoniter und Moabiter durften nicht in die Gemeinde Gottes aufgenommen werden zur Strafe dafür, daß sie den Israeliten auf ihrer Wanderung nicht mit Brot und Wasser entgegen kamen. (Deuteron. 23, 5.)

6. Der Gast hat in allem und jedem den Verfügungen und Anordnungen des Gastgebers sich zu unterziehen, vorausgesetzt, daß nichts Ungebührliches verlangt wird. (D. E. 6.)

Simon, der Sohn Antipaters, empfing einst Gelehrte als Gäste bei sich. Seine Einladung zum Speisen lehnten sie mit der eidlichen Versicherung ab, weder essen noch trinken zu wollen. Endlich ließen sie sich doch bewegen und nahmen an der Mahlzeit theil. Bei ihrer Verabschiedung geißelte er jeden Einzelnen von ihnen.

Diese den Gelehrten zugefügte Schmach kam R. Jochanan und den Weisen zu Ohren, und empört darüber wollten sie eine Untersuchung des Sachverhaltes einleiten. R. Josua erbot sich dazu und wurde abgesandt. Er traf Simon an der Thüre und beide begrüßten sich mit gebührender Achtung. R. Josua bat um gastliche Herberge. Simon bewilligte sie freundlich. Den ganzen Tag verbrachten sie in gelehrten Gesprächen. Des andern Tages morgens lud er R. Josua ein, mit ihm ein Bad zu nehmen. Dieser nahm es an, konnte jedoch die Besorgnis nicht unterdrücken, bei dieser Gelegenheit Geißelhiebe zu erhalten. Nach dem Bade aßen und tranken sie zusammen. Auf Josuas Wunsch abzureisen, bot Simon ihm seine Begleitung an. R. Josua war in Verlegenheit, was er den Weisen werde berichten können. Beim Hinaustreten aus der Wohnung bemühte er sich stets, dem

Wirthe das Gesicht und nicht den Rücken zuzuwenden. Nach dem Grunde befragt, sagte er: Gestatte mir eine Frage: warum bleibe ich von der Geißelung verschont, die du doch allen deinen Gästen zukommen lassest? Weil du nicht allein ein großer Gelehrter bist, sondern auch den Umgang mit den Menschen, Lebensart besitzest. Meine früheren Gäste lud ich zum Speisen dringend ein, und sie lehnten wie mit Gelübde es ab und aßen schließlich dennoch. Der Bruch eines Gelübdes wird aber nach Gesetz mit Geißelung bestraft, und das that ich auch. Du aber hast meinen Anordnungen Folge geleistet und den Anstand nicht verletzt. R. Josua gab nun seinem Wirthe die volle Zustimmung zu seiner Handlungsweise.

7. Am ersten Tage werden dem Gaste bessere und leckere Gerichte vorgesetzt, allmälig immer weniger und alltägliche, bis er endlich die gewohnte Alltagskost erhält.

Das will die heilige Schrift andeuten, indem sie für die acht Tage des Hüttenfestes die Opfer so vorschreibt, daß an jedem Tage deren weniger dargebracht wurden, damit man daraus lerne: Den Gast empfangt am ersten Tage sehr ehrenvoll, bewirthet ihn mit Geflügel, am zweiten Tag mit Fischen, am dritten mit Käse, am vierten mit frischem Gemüse, am fünften mit Hülsenfrüchten. (Tanch. z. Num. 29, 35.)

(Fortsetzung folgt.)

✻ Sprechsaal.*) ✻

Sehr verehrter Herr Doctor!

Da wäre ich nun wieder, und warum sollte ich im zweiten Jahrgange nicht auch ein für mich appart geschriebenes Stück bekommen, d. h. wenn Sie, wie ich voraussetzen möchte, galant genug sind, auch ein zweitesmal die Frage einer Frau in der jüdischen Chronik beantworten zu wollen. Und nun meine Anfrage:

Am vergangenen Neujahrsfeste war unser Schofarbläser recht ungeschickt, und wie wir Menschen schon sind, eine Ungeschicklichkeit reizt uns selbst an heiligster

*) Diese Rubrik dient der Beantwortung von Anfragen, welche an die Redaction von Jedem gestellt werden können. Die Redaction wird alle Anfragen, sofern sie auf religiöse Angelegenheiten irgendwie Bezug nehmen, gewissenhaft beantworten und gewährt auch Raum einer objectiv gehaltenen Entgegnung.

Stätte zum Lachen. Wir lachten Alle, Alle ohne Ausnahme, die Männer und die Frauen, nur nicht der arme Schofarbläser, den das Lachen der Andern in solche Aufregung versetzt hatte, daß er von seiner Kunst von Ton zu Ton immer mehr verlassen wurde. Was bedeutet das Schofarblasen, fragte ich mich. Der Neujahrstag gehört zu den heiligsten Tagen, der Gottesdienst an demselben soll uns ergreifen und feierlich stimmen, jetzt kommt der feierlichste Act des Gottesdienstes und — allgemeines Lachen. Ich muß wohl die als Mädchen gelernte Religionslehre vergessen haben, denn ich erinnerte mich nicht mehr an die Bedeutung des Schofarblasens. Meine Freundinnen und Bekannten, auch die männlichen Geschlechtes, wußten mir dies nicht zu erklären. Ich nahm mir nun vor, bei Ihnen anzufragen, da fiel mir aber ein, daß ich die von Ihnen verfaßte kurze Religionslehre von Ihnen für meinen Sohn gütigst zugesandt erhielt. Also, suchen wir zuerst dort. Seite 24 heißt es: „Man bläst an jedem Neujahrstag, wenn er nicht zufällig ein Sabbath ist, in ein Widderhorn, um des Gehorsams und der Opferwilligkeit Abrahams zu gedenken, und die Vornahme zu fassen, so fromm und gehorsam wie Abraham zu werden. Der Neujahrstag heißt darum auch der Tag des Posaunenschalls."

Ist das Alles, Herr Doctor? Also, mit der Opferung Isaks steht das Posaunenblasen in Verbindung. Gestatten Sie, daß ich weiter spreche? Sie können mir freilich auf 50 Meilen Entfernung nicht Nein zurufen, aber Sie können jetzt mein Schreiben ruhig aus der Hand legen. Wenn Sie jedoch weiter lesen wollen, bitte ich Sie inständigst, sich vorher mit einer großen Dosis Geduld und Gleichmuth auszurüsten, denn ich will auch fragen, ob die Opferung Isaks wirklich eine solch' herrliche Erzählung sei, daß wir um ihretwillen das Schofarblasen haben müssen.

Diese Erzählung kenne ich nicht nur vom Religionsunterricht her, ich habe sie auch am zweiten Neujahrstag im übersetzten Gebetbuch wieder gelesen, und ich bitte Sie, Herr Doctor, mir auch folgende Frage zu beantworten: Wie ist es möglich, daß ein erbarmungsvoller, allgütiger Gott von einem Vater verlangen kann, sein einziges, geliebtes Kind als Opfer darzubringen? Abraham war gehorsam, opferwillig, er verdient dafür jedes Lob, aber ich frage als Mutter, die ihre Kinder mit Schmerzen geboren und erzogen hat, warum sprach nicht Abraham zu Gott: Lieber Gott! Verlange von mir jedes Opfer, ich bringe es ohne Murren, verlange aber nicht von mir Etwas, was gar nicht mir gehört, mein Sohn gehört auch meinem Weibe, meine Hälfte will ich opfern, aber Sara's Hälfte muß sie selbst opfern.

Sie meinen vielleicht, ich wäre schon mit meinen Fragen fertig. Nein, ich habe noch eine Frage, und rechne auf Ihre Geduld und Ihren Gleichmuth, mit denen Sie sich — sieh oben — ausgerüstet haben. Abraham's Vater, Familie und Freunde, seine ganze Umgebung waren Götzendiener. Nicht wahr? Wie konnte Abraham so pietätslos sein, das, was Tausende und Abertausende für heilig hielten, anzugreifen und für nichtig zu erklären. Wie durfte er die Religion der Menschen zerstören wollen? Lautet doch ähnlich der Vorwurf, den man in unserer Zeit jedem macht, der sich über das hinwegsetzen will oder hinwegsetzt, was er seiner Erziehung gemäß verehren müßte.

Vielleicht ist es ein Fehler, daß ich als Frau mir Gedanken mache, die ein Frauengehirn nicht bewältigen kann, vielleicht wäre es besser, wenn ich gedankenlos hinlebte, wie viele meiner Mitschwestern und, unter uns gesagt, auch viele Mitbrüder. Ich kann aber von diesen Gedanken nicht mehr loskommen, darum bitte

ich Sie, Herr Doctor, mir zu helfen. Sie sind Gottesgelehrter, Sie beschäftigen sich mit der Religion, reichen Sie mir den erquickenden Trunk, denn ich verschmachte!

Hochachtungsvoll, die ganz ergebene

Therese Lunzer.

Antwort: Ja, so geht es, sehr verehrte Frau, wenn man, wie es bei Ihnen der Fall ist, keine Gelegenheit hat, an Feiertagen und Sabbathen eine gute Predigt zu hören. Theologische Fragen steigen auf, um deren Beantwortung man erst bitten muß, während die Andern die Antwort von der Kanzel herab erhalten, bevor die Frage noch entstanden ist. Aber fragen Sie nur, Sie werden sicherlich früher im Fragen ermüden als ich im Antworten, denn nur was ein Narr fragt, können zehn Kluge nicht beantworten, Sie sind aber eine kluge und geistvolle Frau, und werden sich auch mit Andeutungen begnügen und die Ausführung hinzudenken, denn wie es im Talmud heißt, dem Klugen genügt eine Andeutung. Sie fürchten wohl auch nicht, daß ich vor einer unsere Religion betreffenden Anfrage zurückschrecke, denn sie kennen mich genügend, um zu wissen, daß ich keine andere Religion predigen und lehren würde als jene, die auf die Fragen ihrer Bekenner Antwort zu geben vermag.

Zunächst hat die Geschichte vom Gehorsam und der Opferwilligkeit Abraham's Ihr Bedenken erregt. Sie werden doch aber zugeben, daß dieser Erzählung ein ewiger Reiz innewohnt, und daß jeder davon ergriffen werden muß, wenn er Vater und Sohn sich vorstellt, wie sie beide den Berg schweigend hinansteigen, bis der Sohn die Frage an den Vater richtet: Wo ist das Opfer? und der Vater mit tiefem Weh im Herzen antwortet: Gott wird sich das Opfer ausersehen. Worin liegt die Gewalt der Erzählung, warum veraltet sie nicht und bleibt immer modern? Weil sie nicht nur von Abraham erzählt, sondern das Schicksal aller Menschen. Der Weg auf den Moriah, das ist der Lebensweg der Menschen, es muß ihn jeder wandeln, jeder muß die Last tragen. Denken Sie nur einmal darüber nach, wie jeder Vater sein Kind erziehen soll zu einem gottgefälligen, arbeitsamen Leben, zu einem Menschen, der bereit ist, jeden Tag und zu jeder Stunde seine Genüsse und seine Leidenschaften zum Opfer darzubringen, und was kann der Vater antworten, wenn ihn das Kind fragte: Was erwartet mich auf dem Gipfel, wenn ich einmal die Höhe des Lebens erreicht habe? Die Kinder fragen zum Glück selten, und wenn sie fragen, begnügen sie sich, wie Isak, mit einer ausweichenden Antwort. Die wahre und ganze Antwort aber lautet: Es ist mir, mein Kind, unbekannt, was dich oben erwartet. Du wirst noch lange mühselig tragen, du wirst kämpfen und ringen, dann wirst du vielleicht ein Opfer der Verhältnisse sein, die du nicht geschaffen hast. Du bist vielleicht dazu ausersehen, gebunden und bezwungen zu werden, als Opfer hinzusinken, ohne einen Dank zu ernten. Nach mühseliger Jugend ein freudeloses Alter, und vielleicht nicht einmal dies. Und warum dies alles, weil die Pflicht, der Befehl Gottes solches heischt, und Abraham und alle tugendhafte Menschen sagen: „Hier bin ich", ich will mein Kind zu einem frommen, rechtschaffenen Menschen erziehen auf die Gefahr hin, daß es einst ein Opfer seiner Pflicht werden muß. Daß Abraham gehorchen muß, das ist doch sicher, und wenn Sie statt Abraham Sarah setzen oder beide, das hat nichts zu sagen, was von Abraham gilt, gilt auch von Sarah, es sind die Eltern gemeint. Wie kann aber Gott ein solches Opfer verlangen? Er verlangt ja gar kein Opfer, er will ja nur Abraham und Isak segnen. Das

ist es eben, den Segen erlangt man nur auf Moriah. Man kann nicht anders zur wahren, dauernden Freude gelangen, als durch Pflichterfüllung, Aufopferung und Hingabe. Ein leichtes Leben ist ein leeres Leben, und darum so leicht, weil es so leer ist. Wir müssen uns erst einen Lebensinhalt erobern und mühselig erringen, und der schönste Inhalt des Lebens ist die Liebe, die Liebe aber äußert sich in der Aufopferung und Hingabe.

Sie werden mir demgemäß zugeben, daß es eine glückliche Wahl war, als man diese Erzählung als Festabschnitt für den Neujahrstag bestimmte. Glauben Sie aber nicht, daß ich der Erste bin, der dieser Erzählung einen etwas weiter reichenden Sinn unterlegt. Unter dem gemeinschaftlichen Namen Akedah besitzen wir mehrere alte liturgische Stücke, von denen jedes eine hübsche durch Allegorien und andere Zuthaten erweiterte Paraphrase unserer Erzählung bildet. Jede der Paraphrasen sucht den tiefen Sinn der Erzählung auf andere Weise zu geben.

Abraham mußte aber nicht nur den Sohn, er mußte auch Vaterhaus, Vaterland und die väterliche Religion preisgeben. So wollte es Gott, so wollte es die Pflicht. Wie sagten Sie nur? „Wie konnte Abraham so pietätslos sein, das, was Tausende und Abertausende für heilig hielten, anzugreifen und für nichtig zu erklären? Wie durfte er die Religion der Menschen zerstören wollen?" Doch darauf kommt es Ihnen gewiß nicht an, denn Sie wissen ja, daß Abraham seinen Nebenmenschen das höchste Gut bringen wollte, statt eines wüsten, das geistige und sittliche Leben zerstörenden Götzendienstes eine beglückende und das Herz erfreuende Erkenntnis. Ihnen kommt es auf den Nachsatz an: „Lautet doch ähnlich der Vorwurf, den man in unserer Zeit jedem macht, der sich über das hinwegsetzen will oder hinwegsetzt, was er seiner Erziehung gemäß verehren müßte." Aber, wer sagte Ihnen denn, daß man Jedem einen Vorwurf macht, man macht keinem einen Vorwurf, der aufrichtigen Herzens die Wahrheit sucht, und wir preisen ihn und uns glücklich, wenn er sie gefunden hat. Wir machen auch keinem einen Vorwurf, der der Welt einen neuen Weg zum Heile zeigt, nur muß er wie Abraham das Bewußtsein haben, im Besitze einer die Menschen beglückenden Erkenntnis zu sein, nur muß er wie Abraham das sichere Bewußtsein von seiner Befähigung zum Führer haben, zum Führer seiner Zeitgenossen und der Geschlechter nach ihm. Führer jedoch kann nicht schon der sein, welcher die hohe Erkenntnis erlangt hat, daß nicht alle Thiere in der Arche Noahs Platz fanden, und daß man nicht, wie es vom Propheten Elijahu erzählt wird, mit feurigen Wagen in den Himmel fahren kann. Wer zur Lösung der religiösen Fragen nichts mehr mitbringt als seinen Zweifel an die Wunder, hat außer seinem Mangel an Lebensernst und Lebenstiefe keine Mittel sich über das hinwegzusetzen, was er seiner Erziehung gemäß verehren müßte. Die Religion enthält etwas mehr als einige Wundererzählungen. Es ist auch darum ganz passend, am Neujahrstage an Abraham erinnert zu werden, und sei es auch durch den Schofar.

Der Schofar ist freilich ein sprödes Instrument. Liegt es an der Ungeübtheit der Schofarbläser oder an dem Instrumente, er versagt oft. Das gebe ich Ihnen zu, und es wäre ein großes Verdienst, wenn ein Sachverständiger da irgendwie Abhilfe schaffen könnte. Geben Sie mir aber zu, daß Posaunentöne mitten im Gebete eine mächtige Wirkung hervorrufen. Verkündigen sie doch, daß der König aller Könige kommt, um Freiheit, Erlösung und Erhebung dem geängstigten Menschenherzen zu bringen, das zu ihm aufschaut, aufseufzt und an ihn sich klammert. Bringt doch der Schofarton auch Handlung, Dramatik in den Gottesdienst, die, wenn nicht

zu häufig angewandt, mehr ergreift als das Wort. Die Alten haben noch mehr im Schofarblasen gefunden, sie meinten, daß die Schofartöne den Satan verwirrten, der am Throne Gottes die Sünden Israels vorrechnen will, so daß Satan am Weiterreden gehindert ist. Wir glauben dies nicht, aber nichts hindert uns zu glauben, daß der Posaunenton den Satan in unserer eigenen Brust verstummen machen kann, wenn wir damals Abrahams und unseres Schicksals und unseres Lebensweges gedenken. Sie meinen, daß der ungeschickte Schofarbläser eher zum Lachen als zu solchen Gedanken anregt, seien Sie versichert, daß Gott dann auch mitleidig lächelt, er hat mit uns Geduld und wartet bis zur Zeit, da wir eine etwas geschicktere Neujahrsposaune zustande bringen oder, wenn sie schon vorhanden ist, einführen werden. Dr. Stern.

Geehrter Herr Redakteur!

Haben Sie nicht gelesen, nicht gehört, welches Unheil im heurigen Kalender Herr Brandeis, der sonst ein ziemlich verläßlicher Kalendermacher ist, angerichtet hat? Glauben Sie nicht, daß ich durch dessen Witterungsangaben am Sukkosfeste in der religionsgesetzlichen Benutzung der Sukka getäuscht oder gehindert worden bin; jedoch während S. Pascheles Volkskalender ganz richtig Seite 53 die Thoravorlesung für die Chol-ha-moed-tage angibt, hielt Herr Brandeis laut Seite 38 seines Kalenders Sonntag den 2. für den 1. Tag Chol-ha-moed und gab demgemäß die ganze Reihe falsch an. Von einem Druckfehler kann hier gar keine Rede sein. Indessen würde mich dieser Widerspruch der beiden Kalender wenig erregen, wenn nicht nach einem allgemeinen, aber noch nicht verbürgten Gerüchte dieser schwere Irrthum die liturgisch-entsetzliche Folge gehabt haben soll, daß in über 100 böhmischen Cultusgemeinden, in denen Dispens- oder leere Rabbiner grassieren, welche alle getreu zu Brandeis Fahne schwören, eine falsche Thoravorlesung an allen Halbfeiertagen stattgefunden haben soll. Was werden nun die armen bemitleidenswerthen Dispensrabbiner anfangen, wenn Brandeis-Kalender-Minhogim nichts mehr gelten, und sie im Chochmaß odom oder Derech chajim Siddur sich nicht zurechtfinden? Vielleicht sieht Herr Brandeis seinem Kalendermacher etwas sorgfältiger auf die Finger?

Nehmen Sie mir, geehrter Herr Redakteur, diese Essrogim nach Sukkos nicht übel, ich schreibe nicht an Chol-ho-moed und Ihre geschätzte Chronik, die in den Kreisen der Dispensrabbiner sehr sorgfältig studiert wird, war schon erschienen; eine liturgische Belehrung wird ihnen auch später nicht schaden, sie könnens immer brauchen. Achtungsvoll

Einer ohne Dispens.

Recensionen.

Maarecheth Joseph.

Notizen aus einer Handschrift von Josef Jizchak Koback.

Herr Rabbiner Dr. Josef Koback macht durch Wiederabdruck seine Fachgenossen mit drei hebräischen Aufsätzen bekannt, die in der Zeitschrift „Talpijoth" erschienen sind. Der erste Aufsatz „Maarecheth Joseph" beschreibt eine aus der Provence stammende Handschrift, die verschiedene religiöse Gebräuche, Vorschriften und fromme Uebungen zusammenstellt. Einige derselben werden aus der Handschrift angeführt und sind mit den bei uns üblichen nicht im Einklang. So wird z. B. für den ersten Neujahrstag, wenn derselbe auf einen Wochentag fällt, nicht die ganze bei uns zum Verlesen gelangende Thoralektion angeführt. (Cap. 21 Vers 1—21 bei uns bis Vers 34.) Die Haftaroth für den Fall, daß zwei Sabbathe in den acht Chanukkatagen vorkommen, sind in umgekehrter Folge, das Baden in einem Flusse am Sabbath einfach als erlaubt angegeben. Das von Nichtjuden am Sabbath gebackene Brot ist am selben Sabbath erlaubt. Jedes Ding, das ein vollständiges Naturprodukt ist, bedarf der Vor- und Nachbenediction, obwohl dieses Produkt nicht olivengroß ist, z. B. eine Beere oder ein Weizenkorn. „Kol beischah erwah" gilt nicht vom Reden, sondern vom Singen, so auch nicht „Saar beischah" von Mädchenhaaren. Das Umkreisen der Byma mit dem Feststrauße am 7. Tag Sukkoth ist eine Sühne dafür, daß die Israeliten auch am Sabbath Jericho mit Posaunenstößen siebenmal umkreist haben unter den dort erwähnten sieben Tagen mußte doch auch ein Sabbath gewesen sein u. a. m. Auch unter den in der Handschrift angeführten Urkunden (Get, Kethubah, Chalizah und andere) finden sich Varianten mit den bei uns gebräuchlichen. Wir bedauern mit dem Verfasser, daß es unbekannt ist, wo sich die Handschrift jetzt befindet, doch will Herr Dr. Koback weitere Notizen, die er sich zur Zeit machte, als ihm die Handschrift geliehen wurde, gelegentlich aus ihr veröffentlichen.

Der zweite Aufsatz handelt über den in Abodah Sarah 10b angeführten Adarkan, den Grätz für den persischen König Atarban III., und über den in Talmud und Midrasch mehrfach erwähnten Ketia bar Schalom, den Grätz für den Senator Clemens unter Domitian hält. Der Verfasser hält beide für eine und dieselbe Person, für einen Feldherrn Marc-Aurels und des Septimius Severus. Jeder, der sich mit dieser Partie der jüdischen Geschichte beschäftigt hat, weiß, daß noch ein dichtes Dunkel über das Verhältnis des Patriarchen R. Jehuda zum römischen Hofe herrscht, und gerade darauf kommt es bei Lösung dieser Streitfrage an. Wenn man Kobacks Auseinandersetzung liest, muß man zugeben, daß seine Gründe, die ihn gegen Grätz polemisieren ließen, schwer in's Gewicht fallen. Der Verfasser beklagt sich, daß Grätz bei Bearbeitung der 2. Auflage des 4. Bandes seiner Geschichte keine Notiz nahm von Kobacks Abhandlung, die schon vor 31 Jahren in der von ihm in Bamberg herausgegebenen Zeitschrift „Jeschurun" veröffentlicht wurde.

Interessant ist auch der dritte Aufsatz, eine kurze, nicht ohne Humor geschriebene Autobiographie, weil sie manchen Aufschluß über die Erziehungsmaximen in Galizien gibt. Wie der Verfasser sagt, wurde er ohne Seelenwanderung dreimal in Lemberg geboren u. z. 1830, 1831 und 1836, alles nach verschiedenen Aufzeichnungen 1. im Gebetbuch seines Vaters, 2. im Gemeindebuch und 3. in der

Matrik. Eines der ersten zwei Daten entstanden durch einen kleinen Irrthum von einer Seite, in der Matrik jedoch durch keinen Irrthum — wer Hebräisch versteht möge dies im Aufsatz selbst nachlesen. Drei Jahre alt, lernen die geweckten galizischen Knaben das Hebräische lesen und das erste Stück aller 54 Thoraabschnitte übersetzen. Mit fünf Jahren lernte Koback und mit ihm gewiß die Altersgenossen Talmud u. z. die drei Babas mit Raschi und einigen Tossefoth, ferner den ganzen Wochenabschnitt nebst Raschis Kommentar, mit 7 Jahren eine zusammenhängende talmudische Abhandlung mit allen Commentaren, so daß er als Kind täglich eine Seite aus dem Talmud allein durcharbeiten konnte. Mit 8 Jahren kam er vom Cheder auf die theologische Hochschule. Um nicht mehrere Jahre als „gemeiner Soldat" dienen zu müssen, besuchte er 8 Jahre das Gymnasium und 3 Jahre die Universität. Talmud und talmudische Schriften bleiben auch während dieser Zeit Lieblingsbeschäftigung. Gern hätte er sich der academischen Lehrerlaufbahn gewidmet, aber davon konnte bei dem Juden keine Rede sein. Aengstliche Frömmigkeit hielt ihn auch ab, Arzt oder Advokat zu werden, so wurde er lieber Lehrer in Lemberg, Schuldirektor in Lipto St. Miklosch, bis er endlich 1821 Rabbiner in Bamberg wurde, wo er 20 Jahre wirkte und 9 Jahrgänge Jeschurun herausgab. Es wurde hier dies ausführlich mitgetheilt, denn es ist ein Bild der Erziehung der begabten Kinder in Galizien. Mit 9 Jahren gut bewandert sein im Meere des Talmud, das klingt wie ein Märchen, aber wie kein heiteres, das heißt den Augen des Kindes den Schlaf rauben und die Freuden des Kindesalters ertödten. Den fünf Abschnitten Sprüche der Väter ist ein sechster angefügt unter dem Titel: „Erwerb der Thora", den Commentar dazu bildet eine solche Autobiographie. Koback kam von Bamberg als Religionslehrer nach Lemberg und von hier, wo er als Deutscher viel zu erdulden hatte, nach Innsbruck als Rabbiner von 28 Familien. Mit 3 Jahren ins Cheder, mit 8 Jahren in die Jeschibah, dann Doktor, Gelehrter, Forscher und Schriftsteller und mit 65 Jahren? — Jüdisches Mäcenatenthum, wo bist Du?

Dr. Stern.

Imre Joscher.

Schlichte Worte zum Sefer hajoscher oder „Allgemeine Vorrede" zur biblischen Geschichte von Leopold Buxbaum (emerit. Rabbiner), Religionslehrer in Wien. Wien 5656. Im Selbstverlage des Verfassers.

Diese Brochüre von nicht ganz 16 Druckseiten soll — um nicht zu sagen eine Anempfehlung — eine Vorrede, eine Einleitung, eine Einführung, oder noch richtiger ausgedrückt, eine Anweisung zum richtigen Gebrauche einer von demselben Verfasser herauszugebenden „neuen biblischen Geschichte" sein. Die kurze Brochüre bespricht in nicht weniger als 10 Capiteln die Definition der b. Geschichte, ihr Verhältnis zur Religions- und Sittenlehre, Zweck und Mittel, Methoden und Lehrer. Sie hält ihre Darlegung für so überzeugend, daß sie *alsbald* zur Subscriptions-Einladung schreitet und *erst dann* Lehrproben gibt.

Wenn ein gewiegter, durch langjährige Erfahrung gereifter Religionslehrer zu dem Gedanken kommt oder die Absicht hegt, eine neue biblische Geschichte zu bearbeiten, so ist durch diese Thatsache, ohne Rücksicht auf die weitere Ausführung, schon für den Religionsunterricht ein *Fortschritt* gewonnen, ein Gewinn erzielt,

der vielleicht sogar den der „neuen biblischen Geschichte" übertrifft, nämlich die Erkenntnis, daß die alten Machwerke der biblischen Geschichte ihrem Zwecke nicht entsprechen. Erst wenn diese Erkenntnis sich allgemein Bahn gebrochen haben wird, und es für sämmtliche Religionslehrer eine conditio sine quo non sein wird, eine bearbeitete biblische taugt nicht, erst dann wird der Religionsunterricht den von ihm erwarteten Erfolg ausweisen.

Denken wir uns Herrn Buxbaum als einen solchen Lehrer, wie er ihn Cap. 8 und 9 beschreibt — und das ist das vorzüglichste, richtigste und nicht genug zu lobende der Brochüre — und eben darum müssen wir uns ihn auch so denken, so läßt sich nicht leicht begreifen, da es nach seiner Meinung doch immer nur „auf den Lehrer ankommt," wozu immer und immer wieder eine neue Bearbeitnng der Bibel dienen soll, wenn sie doch nicht besser als die alte Bibel werden kann. Käme es nur auf den Lehrer an, so wäre die Grundlage, nach der unterrichtet wird, gleichgiltig und dann kann man erst recht die alte Bibel behalten. Kommt es aber wohl auf den Lehrer, aber doch auch ein klein wenig und möglicherweise sehr viel auf den Lehrinhalt an, dann ist der gegebene Text unter allen Umständen jeder auch der besten Bearbeitung vorzuziehen, weil diese doch immer nur eine relativ beste sein kann, während die Bibel die absolut gute Originalarbeit ist. Wer es mit dem Religionsunterricht, mit der Bibelkenntnis der Tugend ehrlich meint — und darin besteht Herrn Buxbaum gegenüber kein Zweifel — der muß die Bibelfabrikation aufgeben und sich für das Lesen einer deutschen Bibelübersetzung — ohne verfängliche Stellen — aussprechen.

Nimmt man sämmtliche biblischen Geschichten, wie sie bis nun in den Schulen gebraucht wurden und noch zur Verwendung kommen, so kann man sofort ein Bild der Subjectivität, der Bildung und der religiösen Richtung ihrer Verfasser entwerfen, das gibt aber dem Schüler nicht die Thora Moses, sondern die des Herrn X, Y, Z ꝛc., das ist historisch, religiös, pädagogisch, methodisch und wissenschaftlich nicht zu rechtfertigen und muß darum mit aller Macht und mit allen Mitteln bekämpft werden, weil wir leider nicht wie im Christenthume eine Religionsautorität haben, welche die religiöse Approbation ertheilt. Nimmt man aber die wirkliche Bibel, so braucht man keine weitere Autorität.

Schon eingangs bei der ersten Frage: „Was ist die biblische Geschichte?" erfahren wir, wohin Subjektivität, d. i. Willkür mit Unwissenschaftlichkeit führt. Der Autor geht von der allgemeinen Geschichte aus, definiert aber diese nicht wissenschaftlich, sondern wählt dafür eine Phrase: „die Weltgeschichte ist das Weltgericht" und gelangt zu dem Schlusse: Die biblische Geschichte ist das biblische Gericht. Die Definition ist zu eng, die biblische Geschichte zeigt wohl in einem Theile die Gerechtigkeit Gottes, wo bleibt die göttliche Erziehung Israels, die Liebe und vollends die Musterbilder des gottgefälligen Lebens? Würde die neue biblische Geschichte nach dieser Definition behandelt, wäre sie ganz verfehlt unbrauchbar für den Unterricht.

Indessen denkt der Verfasser bei der Bearbeitung seiner Bibel auch nicht im entferntesten daran, nach seine Definition vorzugehen, denn nach den Proben, die er uns S. 14, 15 und 16 liefert, ist die Methode seines Bibelunterrichtes, die ganz richtige, und er und jeder Lehrer kann sich dazu nur einer guten B belübersetzung bedienen, aber beileibe keiner biblischen Geschichte, weil in keiner solchen alle Sätze,

die er erklären will, zu finden wären. Es wäre darum dem Verfasser zu rathen, diese Lehrproben, die ja für viele Lehrer sehr brauchbar wären, allein herauszugeben, und der Zweck der neuen biblischen Geschichte wäre auch ohne diese erreicht. Im Interesse der Sache wäre aber zu wünschen, daß nur das Beste, das Gewisseste und absolut Nothwendige gewählt werde, sonst wird der Zweck des Autors wieder ganz verfehlt. Für die Sidra Bereschith sind 29 Cap. bestimmt. Da muß man verwundert fragen: Ist das für Volksschulen, für Mittelschulen oder Seminarien? Da würde doch die Sidra Bereschith so ziemlich 27 Lehrstunden bez. Wochen verlangen, und die Schüler müßten alte Juden werden, sollten sie ein Simchas-Thorafest erleben, d. h. jemals mit der Thora fertig werden. Was sollen ferner für die Schüler der 1. Classe, denn ich nehme an, daß die Schöpfung in der 1. und nicht in der 8. Classe gelehrt wird, Fragen wie 14—20 der Glaube von Adam und Eva, die Sprache von Adam und Eva, die Grabstätte ꝛc.

Nehmen wir an, diese Bibel kommt, wie natürlich, durch den Buchhandel nach Böhmen, einer Provinz, welche die Vorsehung zu verschiedenen Landplagen im heurigen und vorigen Jahre auch mit der der Dispens- oder leeren Rabbiner heimgesucht, und diese würden sogar das Bedürfnis empfinden, ihrer behördlich genehmigten theologischen Unwissenheit und Geistesarmut ein wenig nachzuhelfen, so wäre es ihnen kaum möglich, auf die subtile Erklärung von „Zelem" Aehnlichkeit und „Demuß" Gleichheit einzugehen und daraus die Reinheit der Seele zu deduzieren. Soll dieses Buch für jene Herren brauchbar gemacht werden, dürfen die Anforderungen an Lehrer und Schüler nur sehr niedrig gestellt werden. In gleicher Weise verhält es sich mit den Erklärungen über Chanoch. Diese machen Lehrer und Schüler nicht viel gescheiter, als sie vordem waren. Für die Schule soll das Nothwendigste, das Einfachste und Beste geboten werden und darum würden die Erklärungen an Wert gewinnen, wenn die Zahl bedeutend vermindert wird, und dann dürfte das Buch ein nützliches Hilfsmittel für Religionslehrer, für Dispens- oder leere Rabbiner werden.

Dr. Ad. Kurrein.

Emunath Jisroel. Věro a mravouka israelska.

Von Samuel Königsberg. (Beneschau — Fr. Müller.)

Der Verfasser hat, um einem Bedürfnisse, den mosaischen Religionsunterricht an böhmischen Schulen auch in tschechischer Sprache ertheilen zu können, abzuhelfen, ein Religionsbuch „Emunath Jisroel" im Verlage von Fr. Müller in Beneschau erscheinen lassen. Dasselbe ist vor allem bestimmt, in der 4. und 5. Klasse der allgemeinen Volksschule und in den drei Klassen der Bürgerschule mit tschechischer Unterrichtssprache verwendet zu werden. Es ist das zweite Werk dieser Art, das in tschechischer Sprache erscheint, das eine, eine Uebersetzung von Breuer's „Glaubens- und Pflichtenlehre," das andere die eben besprochene „Emunath Jisroel." Letztere zerfällt in drei Theile. Der erste Theil, bestimmt für das 4. und 5. Schuljahr, der zweite für das 6. und 7. und der dritte für das 8. Schuljahr, behandelt die Erkenntnis, beziehungsweise die Verehrung Gottes und endlich die Moral- und Sittenlehre.

Margolius.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Simon Stern in Saaz.
Druck von Fritz Kränzle in Saaz.